

Einführung der NVA-Bausoldaten vor 50 Jahren

"Man war so etwas wie ein trojanisches Pferd"

Am Wehrdienst bei der Nationalen Volksarmee kam kein männlicher DDR-Bürger vorbei. Trotzdem gab es auch Kriegsdienstverweigerer in der DDR. Ihnen blieb zwar der Griff zur Waffe erspart, aber nicht der Wehrdienst. Als so genannte Bausoldaten schufteten sie in Chemiewerken oder Betrieben und bauten Straßen oder Schießanlagen - und waren mit ihrem Spaten oft nützlicher als die anderen NVA-Soldaten. Von Alexander Goligowski.

Wenn Stefan Berg heute seine Briefe aus der Bausoldaten-Zeit an den Schriftsteller und Friedensaktivisten Günter de Bruyn liest, dann erschrickt er fast vor dem eigenen Hass, der ihm darin entgegenschlägt. Hass gegen so ziemlich alles: gegen Vorgesetzte, die Lebenssituation, Repressionen - kurz: die ganze Armee. "Ich war mal ein friedlicher Mensch, aber hier bleibt einem nichts anderes übrig, als zu hassen", sagt Berg.

Von 1982 bis 1984 war der heutige Spiegel-Journalist als 18-Jähriger Teil der Nationalen Volksarmee der DDR, als Bausoldat - dem kleinsten gemeinsamen Nenner, wie er heute sagt. Christlich aufgewachsen und erzogen fiel es ihm schon in der Schule schwer, dem Staatswillen Folge zu leisten. Eigentlich wollte er Lehrer werden, aber bereits nach dem Abitur ist ihm dieser Weg versperrt. Ihm ist klar, für diesen Staat wird er nicht die Waffe ergreifen. Bereits sein Bruder war Bausoldat, nun folgt er ihm nach.

RÜCKBLICK

Brandenburg aktuell | 06.09.2014
Wehrdienst mit dem Spaten



Kriegsdienstverweigerer im Militär: Das scheint sich auszuschließen - war aber über 35 Jahre Realität in der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR. Bausoldaten verrichteten ihren Wehrdienst mit dem Spaten nicht mit der Waffe und gerieten ins Visier der Staatssicherheit.

Mehr als 14.000 Wehrpflichtige dienten als Bausoldaten

Aber es ist auch ein fauler Kompromiss, denn als Bausoldat ist er mit dem "Spaten" oft nützlicher als mit dem Gewehr. Er baut Kasernen und Schießanlagen. Andere bauen Straßen oder werden an Chemiewerke, Tagebaue und Industriebetriebe regelrecht vermietet, um den Wehretat der NVA aufzubessern. Der Genosse Bausoldat Berg zweifelt an seiner Entscheidung: "Nütze ich dem Staat oder der Armee mehr als ein normaler Soldat, der bloß Wache steht? Ich schaffe für diesen Laden sogar Häuser, Werte also."

Trotz allem war der Bausoldatendienst für viele DDR-Bürger, die den "Friedensdienst" mit der Waffe ablehnten, eine Errungenschaft - vor allem für protestantische Christen. Denn die Forderungen nach einem "Sozialen Friedensdienst", einem regulären Wehersatzdienst wie in der Bundesrepublik, blieben ihnen versagt. Am Ende der DDR hatten mehr als 14.000 Wehrpflichtige als Bausoldat gedient.

Wehrpflicht in der DDR und die ersten Verweigerer

Erkämpft hatten diesen Kompromiss als Bausoldaten - auch liebevoll Spati genannt - die Verweigerer der ersten Stunde. Als 1962 der Wehrdienst über 18 Monate in der DDR

eingeführt wurde, weigerten sich sofort 1.500 Einzuziehende, den Dienst anzutreten. Warum sollten sie einem Staat dienen, der sie gerade erst eingemauert hatte? Die DDR-Führung war in Zugzwang, denn die Abweichler sollten in den eigenen Reihen gehalten werden.

Zu ihnen gehörte auch der jetzt scheidende brandenburgische Landtagspräsident Gunter Fritsch (SPD). "Ich hatte schon als junger Mensch meine Vorbehalte gegen die Politik der DDR", sagt Fritsch heute. "Zweitens hatte ich ein christliches Elternhaus, in dem 'Du sollst nicht töten' schon eine wichtige Rolle spielte." Das Fass zum Überlaufen brachte für den heutigen Politiker dann eine Broschüre, die während des Kalten Krieges zur Schulung von Unteroffizieren dienen sollte und mit den Sätzen begann: "Die beste Verteidigung ist der Angriff, er wird mit einem Atomschlag eingeleitet." "Da war mir klar, in dieser Armee kannst du nicht dienen", so Fritsch.

Doch dann kommt die Neuregelung. Mit Wirkung vom 7. September 1964 und der "Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der Deutschen Demokratischen Republik über die Aufstellung von Baueinheiten im Bereich des Ministeriums für Nationale Verteidigung" war auf Druck der Kirchen der Bausoldat geschaffen. Deshalb traten auch in erster Linie Christen ihren Wehrdienst nun ohne Waffe an - ohne Eid, stattdessen mit Gelöbnis.

Zu ihnen gehörte auch Gunter Fritsch. "Es war die Testphase, der erste Durchgang. Die Armee wusste nicht so recht, was sie von uns zu halten hat", sagt Fritsch. "Wir wussten nicht so recht, wie weit die mit ihren Wünschen, Forderungen und Maßnahmen gehen würden. Da wurde manches ausprobiert. Ob das nun Eid oder Gelöbnis hieß, wir sprachen das nicht nach. Und das wurde auch akzeptiert."

Doch zu viele solcher Querulanten sollten es in der Truppe nicht werden, nicht zu viele Wehrpflichtige sollten den Christen in sich entdecken. Deshalb war das Gesetzblatt vom 7. September 1964 das wohl bestversteckte Gesetzblatt der DDR. In Kopie von Hand zu Hand kreiste es dennoch und die Zahl der Bausoldaten wuchs mit jedem weiteren Jahrgang. Auch Berufsverbote und verbaute Bildungschancen schreckten nicht.

Die 70er: Goldene Zeiten für Bausoldaten

Bis zum Ende der 70er Jahre hatten die Bausoldaten oft einen ganz angenehmen Dienst in der NVA. Nach dem ersten Kennenlernen wurde aber mehr Wert auf das Gelöbnis gelegt. Um den Schein vor SED-Funktionären zu wahren, wurden Offiziere um die Spaten tragenden Rekruten postiert. Sie sprachen den Gelöbnis-Text so laut, dass das unverständliche Gemurmel der widerspenstigen Bausoldaten unhörbar war. Der Staat betrug sich auch gern selbst.

Die Bausoldaten wurden vereinzelt und verrichteten Dienst in Gartenanlagen, hielten Kasernenwege und Sportanlagen sauber. Offiziere salutierten vor ihnen, weil sie nur Gold auf den Schulterklappen sahen und den Spaten darauf nicht erkannten. Eigentlich war er grau lackiert, da Gold den höchsten Dienstgraden vorbehalten war, doch die Farbe wurde kollektiv abgekratzt.

Trotz der geringen Kontingente in den Kasernen war der Gemeinschaftssinn der Bausoldaten groß. Hier gab es keine Schikanen der älteren Jahrgänge gegen die jüngeren. Man traf sich auch noch nach der Dienstzeit, bildete Netzwerke, kopierte das Gesetzblatt.

Die 80er: Angst vor der Wehrkraftzersetzung

ERINNERUNGEN

Do 04.09.2014 | 22:15 | Stilbruch

Roland Jahn: "Wir Angepassten - Überleben in der DDR"

Auch 25 Jahre nach dem Mauerfall gibt es noch immer viele Geschichten, die Deutsche sich gegenseitig erzählen müssen, um sich besser zu verstehen. Das meint Roland Jahn, Chef der Stasiunterlagen-Behörde und früherer DDR-Bürgerrechtler. In seinem Buch "Wir Angepassten" erzählt er seine eigene Geschichte und davon, wie sich die Menschen in der DDR zwischen Anpassung und Widerstand durchlaviert haben.

Mit der wachsenden Paranoia des Staates in den 80ern jedoch wächst auch die Angst vor den netzwerkenden Bausoldaten. Die Staatsführung fürchtet nun den Einfluss dieser Schein-Soldaten auf die Moral in den Streitkräften. Sie werden wieder zu größeren Einheiten zusammengefasst, in Prenzlau, in Neuseddin, Holzdorf, Prora. Der heutige Uckermärker Stefan Berg ist in Saßnitz mit 60 anderen Bausoldaten, schön separiert von den anderen NVA-Soldaten, teilweise durch Gitter und Stacheldraht. "Wir waren sozusagen der Virus, dessen Ausbreitung sie verhindern wollten", sagt er mit einem stolzen Lächeln.

Seine Briefe werden mitgelesen, damit rechnet er. Aber das ganze Ausmaß der Überwachung wird ihm erst nach Einsicht seiner Stasi-Akte deutlich. Dort liest er zu seiner Person:

"...rechtzeitiges Erkennen und Verhindern von feindl.-neg. Aktivitäten des Berg unter den

Bausoldaten, insbesondere der Organisation und Verbreitung pazifistischer und feindlich-negativer Auffassungen." Besonders ein Rilke-Abend, von Stefan Berg organisiert, stößt den Stasi-Offizieren auf.

"Für diesen Abend konnten wir direkt mal das Parteikabinett umgestalten. Ein Honecker-Bild und eine Fahne mussten ab, tat uns ja echt leid. Dafür stellten wir dann Klavier, Tisch und Scheinwerfer rein", schreibt Stefan Berg in einem seiner Briefe an Günter de Bruyn - von der Stasi nicht unbemerkt.

Bausoldaten bis heute miteinander in Kontakt

In der Stasi-Unterlagenbehörde liest er nach der Wende seine eigenen Zimmergespräche nach, deren Inhalt nicht immer intelligent und ihm längst entfallen war. Erleichtert stellt er fest, dass unter seinen Genossen kein IM war. Eine Wanze in der Unterkunft tat ihren Dienst. Trotz allen Drucks von außen funktionierte die Gemeinschaft der Bausoldaten.

"Bausoldat sein, das war die Entscheidung aus weltanschaulichen oder welchen Gründen auch immer den Dienst mit der Waffe abzulehnen - als symbolische Aktion um zu zeigen, dass Konflikte auch anders ausgetragen werden können." Genau das einte sie, weiß Stefan Berg. Es einte sie noch nach der Dienstzeit, ihr Netzwerk funktionierte während der Friedlichen Revolution und noch heute zählen ehemalige Bausoldaten zu seinen Freunden.

Deshalb fällt, trotz allen Hasses, den er mit 18 und 19 verspürte, sein Urteil über 18 Monate Wehrdienst als Bausoldat heute positiv aus: "Im Nachhinein war es der richtige Weg, denn man hatte eine gewisse Chance, das eigene Gedankengut, was ja quer zum offiziellen lief, sozusagen in die Armee einzuschleusen, nicht unbedingt zu unterwandern, aber man war so etwas wie ein trojanisches Pferd."

*Beitrag von Alexander Goligowski
Stand vom 06.09.2014*

